

»Niemand hat Gott je gesehen«

Aus der Schatzkammer negativer Theologie und Lebenskunst

*Geh ich zeitig in die Leere
Komm ich aus der Leere voll.
Wenn ich mit dem Nichts verkehre
Weiß ich wieder, was ich soll.*

*Wenn ich liebe, wenn ich fühle
Ist es eben auch Verschleiß
Aber dann, in der Kühle
Werd ich wieder heiß.*

BERTOLT BRECHT

Mit leerem Blick vor sich hin zu stieren, ist etwas ganz anderes, als verträumt in die Gegend zu schauen und die Seele baumeln zu lassen. Aussichtslos und das Nichts vor Augen – das ist die pure Verzweiflung; zeitverloren im erfüllten Augenblick dagegen einfach da zu sein, ist reines Glück (»wie im Nirwana«). Aber schon Goethes berühmter Spruch »Verweile doch, du bist so schön« signalisiert Vergänglichkeit in allem. Gähnende Langeweile ist etwas anderes als schöpferische Ruhe (vgl. die Themenhefte dazu). In beiden freilich zeigt sich der grundlose Grund, der das endliche Bewusstsein umfängt und durchströmt, beglückend und gefährdend zugleich.

Deshalb gehört die Achtsamkeit für die Unterbrechungen und Leerstellen in die Mitte jeder Spiritualität: Da kommt zum Vorschein, was »nicht zu fassen« ist und fassungslos macht – nichts von allem, was gegenständlich und vorstellungsmäßig zu be-greifen wäre. Dieses Nichts ist präsent in der Erfahrung (und Sprache) von Verzweiflung und Langeweile, es ist präsent im Glück des gelebten Augenblicks und in der Erfüllung des Gelingens. In diesen Unterbrechungen und Abgründen lässt sich das Geheimnis ahnen, das wir Gott nennen: nichts von allem, was wir sehen, denken und begreifen können – und doch tragende, überwältigende, diskreteste Gegenwart in allem. Davon sprechen alle Religionen, in ihrer Spiritualität und Mystik haben sie entsprechende Lebens- und Übungswege ausgearbeitet.

Vor der Unbegreiflichkeit Gottes

»Mystiker ist, wer nicht aufhören kann zu wandern und wer in der Gewissheit dessen, was ihm fehlt, von jedem Ort und jedem Objekt weiß: Das ist es nicht«

(Michel de Certeau). Diese Haltung kann man negative Theologie nennen – als Lebens-, als Denk- und als Sprachform. Um das Geheimnis der Wirklichkeit in seiner Fassungslosigkeit doch zu erfassen, braucht es solch verneinende Einstellungen: dies und das ist es nicht. Die unterscheidende Negation steht im Dienst einer anderen, einer größeren und tieferen Wirklichkeit. Alles, was vorstellbar und begreifbar ist, wird überboten: »jenseits des Seins« ist die wahre Wirklichkeit – und diesseits desselben.

Die Unbegreiflichkeit Gottes und aller Wirklichkeit stehen natürlich auch im Christentum im Mittelpunkt: »Gott hat niemand jemals gesehen.« Freilich heißt es dann typisch christlich weiter: »Der einzig Gottgeborene, dessen Sein hingeht zum Erbarmen des Vaters, der ist die Deutung«, wie Drewermann treffend übersetzt (Joh 1,18). Die negative Theologie, die mit- und nachdenkende Achtsamkeit also für das Geheimnis der Wirklichkeit, hat christlich eine besondere Gestalt: die Unfassbarkeit Gottes leuchtet nirgends so auf wie in Jesus Christus, der sich förmlich »leer gemacht« hat um unseretwillen (Phil 2,5–11). Diese unfassbare Leere (Kenosis), in der sich der Gottgesandte seiner Gottheit entledigt und als der letzte Mensch begegnet, bringt paradoxerweise die Fülle der göttlichen Liebe zur Welt. Es ist das absolute Gegenteil einer gähnenden Leere. Denn es ist die Fülle jener Menschenfreundlichkeit Gottes, die da in Christus begegnet – nicht zu fassen. Bevor diese christliche Gestalt negativer Theologie und Spiritualität weiter entfaltet wird, sei mit Simone Weil auf einige allgemein zugänglichen Erfahrungen schöpferischer Leere hingewiesen.

»Geh ich zeitig in die Leere«

Schöpferische Pausen sind bekanntlich lebenswichtig – für den Biorhythmus des Einzelnen, für das Zusammenleben und -arbeiten. Nicht nur im künstlerischen Prozess sind jene schmerzhaften Inkubationszeiten des Suchens und Wartens oft der entscheidende Vorbote, der Neues ankündigt und entstehen lässt. Wo man nichts mehr will und wollen kann, wo »nichts mehr geht« und »nichts zu machen ist«, wo genau dies in absichtsloser Zustimmung akzeptiert wird, öffnet sich der Beziehungsraum des Kreativen. Wie wichtig ist es z. B. in Einzelgesprächen und Gruppenprozessen, das Schweigen auszuhalten und die Pausen nicht zuzuschwatzen – vom Verstummen in Ratlosigkeit und Verlegensein bis hin zum erwartungsvollen hoffenden Gespanntbleiben. Solche Leere miteinander auszuhalten, ohne sie mit Worten oder Gesten zu überdecken, ist ungemein wichtig.

Oft sind es diese schöpferischen Pausen, die eine neue Einsicht bringen oder gar die erlösende Wende. Oft sagen solche zugewandten Räume des Schweigens und stiller Präsenz mehr als Worte. Was wäre die Musik ohne Intervalle, was Beten und Arbeiten ohne den Rhythmus von Ein und Aus, von Hin und Zurück, von Nichts und Alles. Leere entsteht, »wenn einer inneren Anspannung nichts Äußeres entspricht«, notierte Simone Weil in ihren Tagebüchern (II 11). Alles kommt für sie darauf an, diese Leere, wenn sie sich einstellt, nicht zuzuschütten, sondern sozusagen offensiv auszuhalten und sogar gezielt zu ermöglichen.

Das kann schwer sein und hat schlussendlich immer mit der Erfahrung zu tun, endlich, begrenzt und sterblich zu sein. Genau das will der Mensch faktisch nicht wahrhaben, entsprechend macht er sich und anderen etwas vor durch »ausgleichende Einbildungskraft« (II 22). Diese illusionäre Flucht aus der Realität ist für Simone Weil die größte Gefahr im spirituellen und intellektuellen Leben: »Die Einbildungskraft ist die falsche Göttlichkeit« (II 136), »imaginär« und verführerisch (II 139). Aber im entschiedenen Sinne »wirklich« zu werden und zur Welt kommen, heißt genau dies: Leere auszuhalten – in der Unverfügbarkeit des Gelingenden, im Schmerz des Unerfüllten und Misslungenen:

»Die Wahrheit lieben bedeutet, die Leere zu ertragen und in der Folge den Tod anzunehmen ... Das Leiden ist durch Anstrengungen gekennzeichnet, die ins Leere laufen. Wenn man Kopfschmerzen hat, strengt man sich ununterbrochen an, sie loszuwerden, aber ohne Erfolg. Das Annehmen des Leidens ist also Annehmen der Leere. Und auf Leere verzichten bedeutet, ein Leben zu haben, das ganz und gar aus Anstrengungen besteht, die ins Leere laufen.« (II 30 UND 137)

Genau hier standzuhalten und nicht zu fliehen, führt zu innerem Wachstum und zur Verabschiedung jeder Ego-Haltung: »Man tötet den alten Menschen, indem man ins Leere hineinarbeitet« (II 22). Unmittelbarer ins Religiöse übersetzt, bedeutet dies für Simone Weil: »Wir fliehen die innere Leere, weil Gott sich in sie einschleichen könnte« (III 346). Sich allen Ersatzbefriedigungen und schnellen Erfüllungen zu verweigern und diese letzte Offenheit und Leere des Daseins auszuhalten, hat wesentlich mit dem Geheimnis zu tun, das wir Gott nennen. Nie ist der Mensch seiner Gegenwart näher. Die umgekehrte, letztendlich immer egoistische und suchtförmige Haltung wäre es, sich sozusagen auf eigene Faust und eben illusionär Erfüllung selbst zu verschaffen – und Gott zu spielen: »Was den Menschen zur Sünde fähig macht, ist die Leere. Alle Sünden sind Versuche, Leere auszugleichen« (II 14).

Simone Weil entwickelt entsprechend eine intellektuelle und spirituelle Lernstrategie, um das Warten in der Leere, um Geduld und Demut wahrzunehmen und einzuüben:

»Die eigentliche Methode der Philosophie besteht darin, die unlösbaren Probleme in ihrer Unlösbarkeit klar zu erfassen, sie dann zu betrachten, weiter nichts, unverwandt, unermüdlich, Jahre hindurch, ohne jede Hoffnung, im Warten ... Der Übergang zum Transzendenten vollzieht sich, wenn die menschlichen Fähigkeiten – Verstand, Wille, menschliche Liebe – an eine Grenze stoßen und der Mensch auf dieser Schwelle verharrt, über die hinaus er keinen Schritt tun kann, und dies, ohne sich von ihr abzuwenden, ohne zu wissen, was er begehrt, und angespannt im Warten.« (IV 317)

Das, was der Mensch braucht, um wirklich Mensch zu werden und die Lust und Last der Endlichkeit zu bewältigen, ist ihm also gleichermaßen notwendig – und von sich her unmöglich (Blondel). Genau in diesem »Dazwischen«, in dieser förmlich widersprüchlichen Unterbrechung, zeigt sich das Göttliche von sich

selbst her und offenbart sich. »Die Leere, die man in den Zangen des Widerspruchs zu fassen bekommt, stammt unbestreitbar von oben ...« (III 73).

Für Simone Weil hängt diese Bewältigung und Gestaltung der Leere zusammen mit der Erfahrung der Grenze, die es stets und unermüdlich zu suchen gilt: »Die Unmöglichkeit ist das Prinzip des Aufsteigens, das, was sich der Schwerkraft widersetzt« (III 249). »Die Unmöglichkeit ist das einzige Tor zu Gott« (III 98). »Man kann nur anklopfen. Ein anderer ist es, der öffnet« (III 73).

Absichtslose Präsenz

Der Sabbat sei das Geschenk Israels an die Menschheit, meinte Erich Fromm: Jede Woche schon ein kleiner, starker Vorgeschmack jener satten göttlichen Schöpfungsruhe, die zugleich Frieden und Aufatmen für alle und alles ist und sein wird. Die messianische Unruhe zielt für das wandernde Gottesvolk auf das Land der Verheißung, auf universalen Frieden in Freiheit und Gerechtigkeit. Entsprechend soll der Mensch in der Begegnung mit Jesus Christus »aufatmen« (wörtlich: »pausieren«) lernen (Mt 11,29).

Die Christenheit insgesamt kann dann verstanden werden als wanderndes Gottesvolk, durch Wüsten hindurch unterwegs in »das Land der Ruhe«, den endgültigen Sabbat (Hebr 3 und 4). Die Entstehung des Mönchtums – und ohne das ist christliche Mystik kaum denkbar – hängt eng mit diesem Wunsch zusammen, schon jetzt ganz frei zu sein für Gottes Gegenwart und Freiräume für sein Ankommen zu schaffen (»vacare deo« nannte man diese absichtslose Präsenz, diese Kultur gelassener Erwartung auf den Kommenden). Im schöpferischen Miteinander von biblischem Gottesglauben, griechischem Gottdenken und monastischer Geistesgegenwart entsteht das, was man negative, apophatische Theologie nennt. Sie ist als Denkform so etwas wie der Sabbat der Vernunft und des Glaubens: diese wissen je auf ihre Weise mehr was Gott nicht ist, als was er ist. Gerade in seiner Offenbarung bleibt Gott der Unfassbare; gerade in Jesus Christus zeigt sich jene Liebe, die alles Begreifen übersteigt. Jede Erfahrung Gottes ist auch seine Nicht-Erfahrung. So unfassbar und überwältigend ist die Begegnung, dass einem Hören und Sehen vergeht und alle Worte abhanden kommen (vgl 1 Kor 2,9).

»Bei der Menschwerdung Christi trat der Überwesentliche aus der Verborgenheit in die Offenbarkeit unserer Welt. Doch bleibt er verborgen, auch nachdem Er sich geoffenbart hat«. So schrieb jener unbekannte syrische Christ im 6. Jahrhundert, dessen Werk bis heute von größter Bedeutung ist: Dionysios Aeropagita. »Was immer über die heilige Menschheit Jesu Christi bejahend gesagt werden kann, hat den Sinn einer höchsten und äußersten Verneinung« (Briefe 3 und 4). In unseren Tagen formliert Botho Strauß: »Unwahrscheinlicher als Jesus Christus ist nichts«.

Negative Theologie meint also nicht ein ausschließendes oder gar herabsetzendes Verhalten, sondern hält den Raum offen für das überwältigend Andere, was nur als Unbegreifliches auf nicht begreifende, also anbetende Weise begriffen, nein: ergriffen werden kann.

Nichts – von allem

Drei kurze Beispiele aus der Glaubensgeschichte mögen das Gesagte veranschaulichen. Hildegard von Bingen schreibt über 70-jährig im Lebensrückblick, dass sie von Kindesbeinen an eine besondere Visionskraft hatte. Mit offenen Augen und wachen Sinnen wurde sie von etwas ergriffen, was alles in ein neues Licht versetzt:

»Das Licht, das ich schaue, ist nicht an den Raum gebunden. Es ist viel, viel lichter als eine Wolke, die die Sonne in sich trägt. Weder Höhe noch Länge noch Breite vermag ich an ihm zu erkennen. Es wird mir als ›Schatten des lebendigen Lichtes‹ bezeichnet: ... In diesem Licht sehe ich zuweilen, aber nicht oft, ein anderes Licht, das mir das ›Lebendige Licht‹ genannt wird. Wann und wie ich es schaue, kann ich nicht sagen. Aber so lange ich es schaue, wird alle Traurigkeit und Angst von mir genommen, so dass ich mich wie ein einfaches junges Mädchen fühle und nicht wie eine alte Frau ...« (BRIEFE, SALZBURG 1965, 226F.)

Offenkundig wird die sensitive Frau von einer anderen Wirklichkeit derart ergriffen, dass sie in der Metaphorik des Sehens und Erleuchtens förmlich stottert und zugleich hellwach analysiert. Meta-phorische, über-tragende Bildrede hilft, das Unsagbare als Unsagbares doch zu sagen.

In der Predigt 71 erschließt Meister Eckhart – zweites Beispiel – die bekannte Erzählung des Lukas von der Bekehrung des Paulus. Vom hohen Ross gefallen, »stand er von der Erde auf, und mit offenen Augen sah er nichts«, wie es in der alten Übersetzung von Apg 9,8 heißt. Vierfach sei dies zu verstehen, kommentiert der gelehrte Prediger:

»Der eine Sinn ist dieser: Als er aufstand von der Erde, sah er mit offenen Augen nichts, und dieses Nichts war Gott; denn als er Gott sah, das nennt er ein Nichts. Der zweite Sinn (ist): Als er aufstand, da sah er nichts als Gott. Der dritte: In allen Dingen sah er nichts als Gott. Der vierte: Als er Gott sah, da sah er alle Dinge als ein Nichts.« (WERKE II, LARGIER, 65)

In der lukanischen Metaphorik der wortwörtlich blendenden Erleuchtung samt Lebenswende buchstabiert der Prediger das Zentralthema seiner Mystagogik: sich von Gott in allen Dingen finden lassen und ihn darin finden. Wer aber Gott und damit die alles zentrierende Mitte findet (bzw. sich von ihr finden lässt), erkennt damit beides: die völlige Nichtigkeit der Dinge und des Daseins aus sich heraus und zugleich ihre unfassbare bleibende Wichtigkeit dank Gott und in ihm. Gott ist nichts von allem und gerade so der stets schöpferische und erlösende Grund von allem. »Überall ist er und nirgends, Höhen, Tiefen, sie sind sein«, heißt es deshalb jubelnd und dankbar im Kirchenlied. »Gott ist die unendliche Kugel, deren Mittelpunkt überall und deren Mittelpunkt nirgends ist« – so hieß es zu Zeiten Meister Eckharts. Die Negation öffnet den Beziehungsraum für das Geheimnis und dient ihm. Eckhart will mit solch einer Predigt zum wissenden Staunen locken, zum anbetenden Denken und Leben in allen Dingen als dem Ort der Gegenwart Gottes.

Drittes Beispiel ist Johannes vom Kreuz. Er sieht in dem faktischen Menschen, egoistisch gefangen in seinen Vorstellungen und Bedürfnissen, gerade auch den frommen: Mit seiner – berechtigten – Sehnsucht nach randvoller Erfüllung («alles») läuft er leider in die falsche Richtung ständiger Ersatzbefriedigung. Es brauche eine Art Entziehungskur, um wirklich österlich Mensch zu werden – um ganz auf der Spur Jesu Christi und in seinem Geist wahr zu werden. Nichts in der Welt kann von sich aus die ersehnte Fülle schenken, so lange es unter dem Diktat des Ego wahrgenommen wird. All das sei vielmehr in der Nachfolge Jesu loszulassen und zu verlernen: »um ganz zum Ganzen zu kommen, ist ganz das Ganze zu lassen« – um wirklich gottempfänglich und rundum erfüllt zu werden.

»Denn indem uns Gott seinen Sohn gab, und den gab er uns ja, der sein einziges Wort ist, und ein anderes hat er nicht, hat er uns in diesem einen Wort alles zugleich und auf einmal gesagt, und mehr hat er nicht zu sagen ...« (EMPOR ZUM KARMELEBERG II 22,3F.)

Gott sei seit dem Kommen Christi »gleichsam verstummt«, weil er uns alles gegeben hat, was er zu geben hat: sich selbst. In diesem »Alles« (todo) erscheint die ganze Welt förmlich durchlichtet von Gottes Gegenwart – und alle Dinge dieser Welt, frei geworden vom egoistischen Smog, stehen im Morgenglanz der Schöpfung. Auch hier steht das »Nichts« (nada), die Negation ganz im Dienst einer österlichen Wandlung, deren Übererfüllung nicht zu fassen ist.

Einer der großen kontemplativen Beter, Friedenskämpfer und Reformen der jüngsten Zeit hat die genannte Melodie geistlicher Negation im Leben, Denken und Sprechen nicht zufällig in einem Gedicht zum Ausdruck gebracht:

*»Wer wagte es, namenlos zu sein in einer
so gesicherten Welt?
Und doch, um die Wahrheit zu sagen, nur die
Namenlosen sind zu Hause darin.
Sie tragen in sich die Mitte des Nirgends
die ungeborene Blume des Nichts:
Das ist der Paradiesbaum. Er muß ungesehen bleiben,
bis Worte enden und Beweise schweigen.«¹*

GOTTHARD FUCHS, Dr. Phil., geb. 1938, Ordinariatsrat, Referat Kultur – Kirche – Wissenschaft in den Bistümern Limburg und Mainz.

1 Thomas Merton, Im Einklang mit sich selbst, Zürich 1986, 24f.